

Der gefährlichste Nationalpark der Welt

Rebellen und Wilderer machen den Virunga-Nationalpark unsicher. Die Schweizerin Marlene Zähler hat Bluthunde und deren Führer ausgebildet, um gegen die brutalen Eindringlinge vorzugehen.



Die Menschen müssen die «Sprache» der Tiere lernen: Marlene Zähler beim Training mit Rangern und Spürhund im Virunga-Nationalpark. Foto: EPD, Imago

Von Judith Raupp

Der Virunga-Nationalpark im Ostkongo ist für seine Bewacher vermutlich der gefährlichste Ort der Welt. Das hat Emmanuel De Merode kürzlich in einem Interview gesagt. Zwei Tage später ist der Direktor des Parks auf der Fahrt von der Provinzhauptstadt Goma ins Virunga-Hauptquartier in einem Hinterhalt angeschossen worden.



(Bild: TA-Grafik)

Wer hinter der Attacke steckt, ist ungeklärt. Gleichwohl zeigt der Mordversuch an dem Belgier, mit welcher Gewalt unterschiedliche Interessen im Virunga-Park aufeinanderprallen. Der Park ist Naturparadies, aber auch Geschäft. Der Kampf um Holz, Fleisch, Bodenschätze und Touristen dauert seit Jahrzehnten.

Der Virunga-Nationalpark ist ein Produkt der belgischen Kolonialmacht. Die Europäer entdeckten in ihrem Herrschaftsgebiet Vulkane, Tropenwald, Savanne, Seen, selbst schneebedeckte Berge. 1925 deklarierten sie die Region zum Naturschutzgebiet und schufen das älteste Reservat Afrikas.

Nirgendwo sonst auf dem Kontinent gibt es eine grössere Artenvielfalt: 2000 Spezies an Pflanzen, 706 Vogelarten, 109 Reptiliensorten, 78 Amphibienarten, 218 Säuger und 22 Spezies an Primaten. Zu ihnen zählen die vom Aussterben bedrohten Berggorillas. Die letzten 700 Exemplare leben unter anderem in den Vulkanen im Dreiländereck Kongo, Ruanda und Uganda. 490 der Menschenaffen haben ihre Heimat im Kongo. Auch deshalb hat die UN-Organisation für Erziehung, Wissenschaft und Kultur (Unesco) den Virunga-Park 1979 zum Weltnaturerbe erhoben.

Briten suchen nach Erdöl

15 Jahre später heftete die Unesco dem Park das Attribut «bedroht» an. Das Reservat wurde zum Refugium für Wilderer und Eindringlinge. Sie fällen Bäume, legen Felder an, zerstören Flora und Fauna, Rebellen verschanzen sich im Wald. Seit einigen Monaten sucht die britische Firma Soco im Park nach Öl. Das Projekt, das die Regierung genehmigt hat, ist heftig umstritten. Park-Direktor De Merode will es verhindern.

Wer den Virunga-Park schützen will, riskiert sein Leben. In den vergangenen 20 Jahren sind 140 Parkwächter ermordet worden. Ihre 380 Kollegen arbeiten trotzdem weiter. De Merode will mit seinem Team in einem «chronisch rechtlosen Raum wieder Recht und Ordnung schaffen». Helfen sollen ihm eine Schweizer Tierärztin, ein deutscher Polizist und sieben Hunde. Sie sollen Wilderer aufspüren, aber auch vermisste Ranger und Touristen.

Mit ihren Schlappohren sehen die Bluthunde tapsig aus. «Sie tragen ihren Namen nicht, weil sie aggressiv wären, sondern weil sie wie Vollblutpferde temperamentvoll sind», erklärt Tierärztin Marlene Zähler. Sie bevorzugt die französische Bezeichnung Chien de Saint-Hubert. Diese Rasse haben Züchter schon im siebten Jahrhundert als Jagdhunde gehalten. Die Tiere haben einen guten Geruchssinn und Ausdauer – beste Voraussetzungen für die Suche nach Vermissten. Bis zu acht Stunden können sie konzentriert arbeiten.

Das hat De Merode überzeugt. Er beschloss 2011, eine Hundestaffel aufzubauen. Wilderer setzen dem Virunga-Park zu. In den Siebzigerjahren lebten dort 27 000 Flusspferde, jetzt sind es noch knapp 1000. Die Zahl der Elefanten schrumpfte von 2700 auf 350. Jäger haben es besonders auf diese beiden Arten abgesehen, weil der Schmuggel von Elfenbein und Flusspferdezähnen viel Geld einbringt. Um die Wilderer zu bremsen, liess De Merode Bluthunde für 1600 bis 2000 Dollar in den USA und Kanada kaufen. Er gewann die Veterinärin Zähler aus Wieden im Kanton Aargau und den Polizisten Marcel Maierhofer aus Wuppertal als Trainer. Zähler ist eine renommierte Expertin in der Ausbildung von Bluthunden und ihren Führern, Maierhofer ihr ehemaliger Schüler.

Der Ranger Christian Shamavu hat sich als Erster zur Hundestaffel gemeldet. Anfangs hielt er die Tiere für Ungeheuer, die Tollwut bringen. Und seine Kollegen haben ihn ausgelacht, als er Chef der Hundestaffel wurde. Sie sahen darin eine Spinnerei der Europäer. Inzwischen trauen sich mehr Ranger an die Arbeit mit den Hunden. Sie sind jetzt zu zwölf. Vier sind jeweils für die Hunde verantwortlich, die anderen begleiten sie mit Gewehren. «Die Hundeführer brauchen Wächter, sie können selbst keine Waffen tragen. Sie müssen sich auf die Tiere konzentrieren», sagt Ausbilder Maierhofer.

Bis Mensch und Hund harmonieren, müssen sie zwei bis drei Jahre üben. «Bluthunde akzeptieren keinen absoluten Gehorsam wie andere Rassen», - erklärt Marlene Zähler. Die Menschen müssen die «Sprache des Hundes» lernen, fähig sein, das Verhalten des Tieres zu deuten. Denn sie müssen erkennen, ob das Tier die richtige Spur verfolgt.

Die Hunde finden alles

Maierhofer und Zähler trainieren regelmässig mit dem Team. An diesem Morgen steht eine einfache Aufgabe an: Ein Wächter simuliert einen Betrunkenen und will gefunden werden. Er berührt eine Flasche, übergibt sie in einem luftdicht verschlossenen Beutel dem Hundeführer und versteckt sich dann hinter einem Haus. Der Hundeführer öffnet die Tüte und lässt den Bluthund an der Flasche riechen. Wenige Minuten später spürt der Hund den Ranger hinter dem Haus auf. Eine andere Aufgabe haben die Springer Spaniels. Sie sind auf die Suche nach Elfenbein und Waffen getrimmt. Gewehrpatronen finden sie selbst in einem Sack Bohnen.

Zweimal hat Shamavu Wilderer aufgespürt. Sie hatten Elefanten geschossen und die Stosszähne herausgehackt. Die Spuren waren schon alt, gingen sogar durch einen Fluss. Trotzdem fand der Bluthund die Verbrecher. In einem anderen Fall kehrten sie unverrichteter Dinge um. Denn die Fährte führte zu einem gefährlichen Rebellencamp.

Nach diesen Einsätzen brach wieder Krieg aus. Soldaten desertierten und kämpften gegen die Armee. Es war nicht daran zu denken, mit den Hunden auf Einsatz zu gehen. Auch das Training wurde verschoben. Stattdessen versorgte Tierärztin Zähler verwundete Menschen im Dorf.

Der Krieg ist seit November vorbei. Aber andere Milizen drangsalieren die Bevölkerung weiter und treiben immer mehr Menschen in die Umgebung des Parks. Zudem wächst die Bevölkerung im Ostkongo rasant. Vier Millionen Menschen leben in der Nähe des Naturschutzgebiets. Fast alle kochen mit Holzkohle. Illegales Roden ist zum Problem geworden. Der World Wildlife Fund schätzt, dass jedes Jahr eine Waldfläche von 20 mal 30 Kilometern verschwindet, allein um die Millionenstadt Goma zu versorgen. Milizen setzen nach Angaben der Ranger jedes Jahr Holzkohle im Wert von 35 Millionen Dollar um. Mit dem Geld kaufen sie Waffen.

Ein Lehrer für Umwelt und Entwicklung an einer Hochschule in Goma sagt: «Bisher profitieren nur korrupte Politiker und Milizen vom Park.» Daher interessierten sich einfache Bürger nicht für Naturschutz. Der Lehrer will anonym bleiben. Von der Hundestaffel ist er nicht ganz überzeugt:

«Sie kann ein paar Wilderer stellen. Aber motiviert sie zum Umweltschutz?» Besser sei, der Bevölkerung zu zeigen, dass Naturschutz eine ökonomische Lebensgrundlage biete.

Das hat De Merode verstanden. Als er 2008 Park-Chef wurde, stiess er soziale Projekte an. Die Hälfte des Jahresbudgets von fünf Millionen Dollar kommt laut Park-Verwaltung der Bevölkerung zugute. So finanziert der Park Schulen, Krankenstationen, Strassen und Wasserkraftwerke, ebenso eine Fisch- und eine Seifenfabrik. Wichtige Spender sind die Europäische Union, die Vereinten Nationen, Stiftungen und die kongolesische Regierung. Ihr gehört der Park mit den 700 Angestellten. Das Budget verwaltet aber die britische Naturschutzorganisation Africa Conservation Fund.

Öko-Tourismus soll Virunga beflügeln. Nach dem Attentat auf ihren Chef machen die Ranger verbissen weiter. «Der Park ist mein Leben», sagt Christian Shamavu.

(Tages-Anzeiger)